





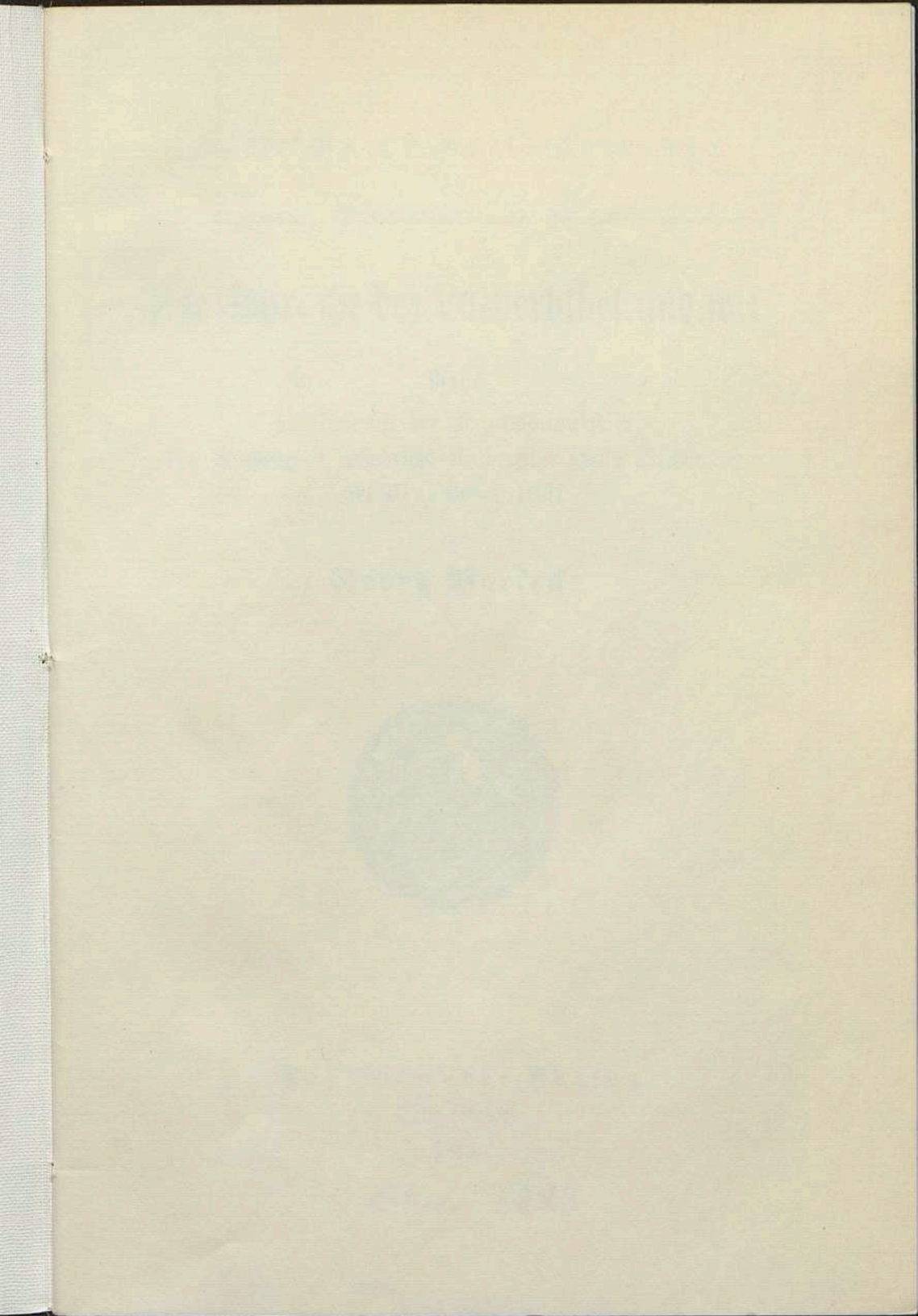


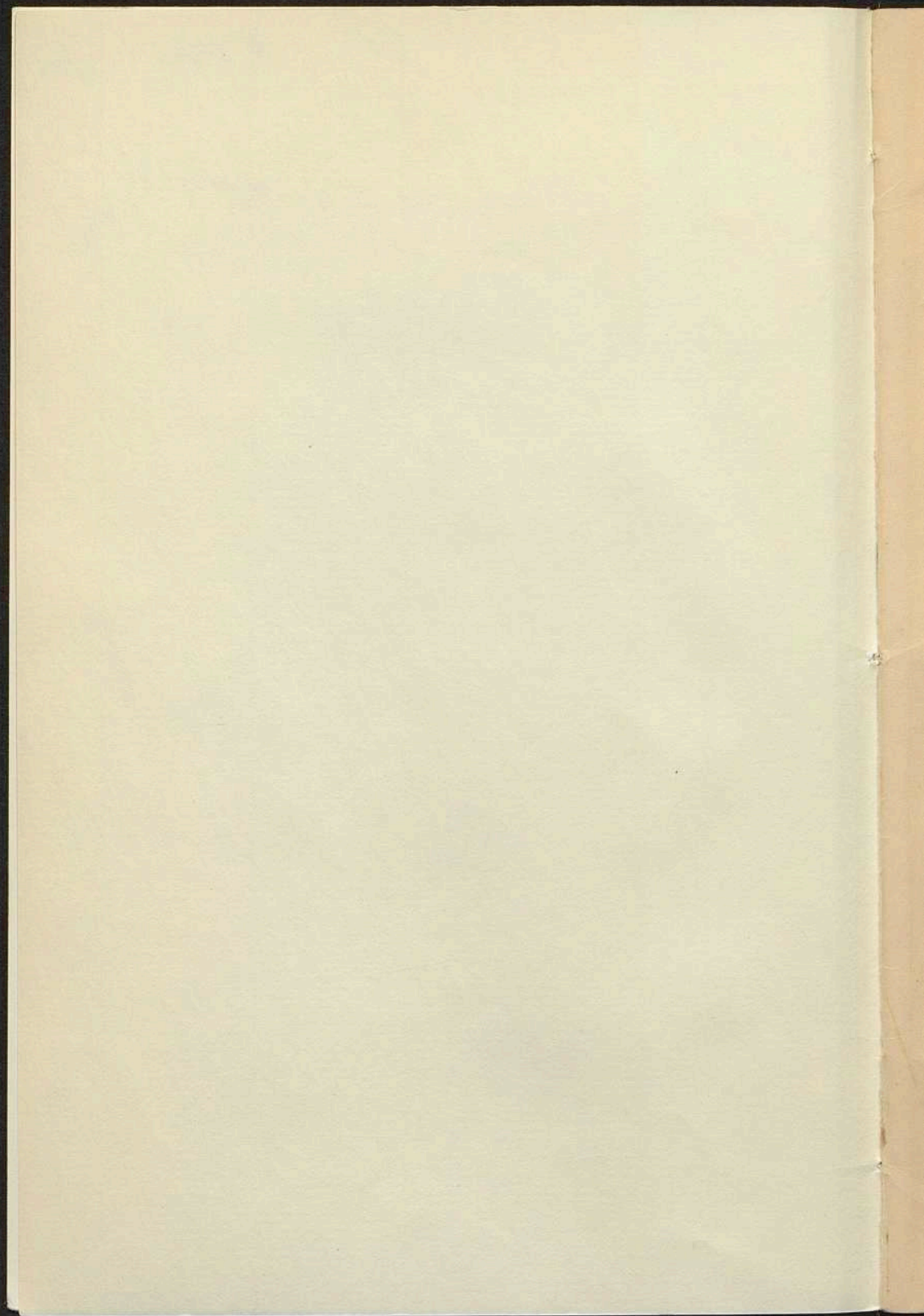
Baesecke, G.: Die Sprache der Lutherbibel und  
wir.

Okc  
1993

Okc 1993

Freie Universität Berlin  
Germanistik Seminar  
Boltzmannstr. 3





Hallische Universitätsreden

53

---

---

# Die Sprache der Lutherbibel und wir

Rede

gehalten bei der Reformationsfeier  
der Vereinigten Friedrichs-Universität Halle-Wittenberg  
am 31. Oktober 1931

von

**Georg Baesecke**



Max Niemeyer Verlag

Halle (Saale)

1932

*Okc 1933*



Alle Rechte,  
auch das der Überetzung in fremde Sprachen, vorbehalten.  
Copyright by Max Niemeyer Verlag, Halle (Saale), 1932.

Printed in Germany.

Germanisches Seminar

Inv. No. 3042

Druck von Karras, Kröber & Nieschmann, Halle (Saale).

Guer Magnifizenz!  
Hochgeehrte Kollegen  
und liebe Kommilitonen!  
Meine Damen und Herrn!

Als Thema meiner Rede zur Feier des heutigen Reformationstages, die wir zu meinem tiefen Bedauern ohne die Jugend- und Farbenpracht unserer studentischen Vertreter be-gehen<sup>1)</sup>, wähle ich „Die Sprache der Lutherbibel und wir“. Ich will nicht die alte, zum Überdruß gewordene Frage neu erörtern, ob und wieso Luther der Schöpfer der neuhochdeutschen Schriftsprache sei<sup>2)</sup>. Genug, daß er längst Vorbereitetes durch seine Tat zu rascherem Siege führte und daß die Bibelüber-setzung seine Sprache, eine vollstümliche Sprache statt der sich rings anbahnenden papierenen, über alle deutschen Stämme so in Weite und Tiefe wirken ließ, wie es uns nur aus glückseliger Befriedigung eines Hungers verständlich wird, der endlich, end-lich Brot statt Steine will.

Seine Sprache gilt dann bereits der Deutschen Grammatik von Joh. Clajus als Richtschnur. Diese erschien 1578 als eine der ersten, die wir überhaupt haben, und ist jedenfalls die be- bedeutendste und wirksamste ihrer Zeit. Aber schon um die Jahr- hundertwende müssen wir annehmen, daß man sich auch in der mitteldeutschen Heimat weit von der Luthersprache entfernt hatte und daß man überall in Deutschland sehr Verschiedenes darunter verstand: je nach dem Erscheinungsorte der Bibel, die man benutzte, denn die Drucker pflegten durchaus ihren eignen Lautstand eindringen zu lassen.

Im 17. Jahrhundert verspricht wieder einen festen Punkt die Wittenberger Bibel von 1622, „Jetzt von Nemen nach dem letzten von D. Luthero vberlesenem Exemplare mit fleiß corri-

giret“. Eine Vorrede der Theologischen Fakultät bezieht sich auf die Warnung vor Nachdruck und Fälschung, die Luther 1541 hatte ausgehen lassen, und auf die neuerliche Verordnung des Kurfürsten Johann Georg vom Jahre 1615, nach der „der Deutsche Bibel druck allezeit durch einen Professorem Theologiae mit fleiß corrigiret“ und überwacht werden sollte: so sei diese Ausgabe „nach dem Exemplar, welches D. Luther zuletzt corrigiret“, hergestellt worden. Vergleichen wir aber den Text mit dem der letzten Bibel von Luthers eigener Hand, so sehen wir vielmehr mit Erstaunen, daß das Lautliche bis auf gewisse geringe Reste, die sozusagen das Ehemalige andeuten, z. B. Dinge, mit denen Luther bereits in seiner Zeit rückständig war, durchaus auf den Stand der Gegenwart gebracht ist. Auch die doch gewiß maßgebliche und hier noch doppelt gebundene Theologische Fakultät von Wittenberg glaubt also die Bewahrung des lautlich Lutherischen außerhalb ihrer Aufgabe gelegen: es enthält ihr nicht das Lutherische, es ist Sache der Drucker oder ihrer Korrektoren“).

In der Vorrede der Bibel von 1661 rühmt sie sich, in den als die besten angesehenen Ausgaben über tausend Fehler gefunden zu haben, und klagt über den Schaden, der davon in alle kirchlichen Schriften fließe. Natürlich haben aber die hundertfältigen Nachdrucke und Bibelversuche der verschiedensten deutschen Landschaften Text- und Druckfehler noch gewaltig vermehrt.

Die eigentliche Wendung zum philologischen Reinigen des Textes sieht man in der Diecmannschen Bibel von 1690<sup>4)</sup>. Nicht völlig mit Recht, denn sie begrenzt die Besserungen ausdrücklich auf das, was durch Vergleich alter Exemplare gefunden werden könne, nichts sei „aus eigenem Gehirn erfonnen“. Vorher aber hatte sich schon Jacob Weller in der Lüneburger Quartbibel von 1663 nicht an solche Begrenzung gehalten, vielmehr auch selbst die Übersetzung nach dem von Gelehrten bis dahin Beigebrachten verbessert, wobei er dann dies Neue — höchst bezeichnend! — durch zwei Sternchen und besondre Schriftart sozusagen abgeklammert hatte. Und der Naumburger Oberpfarrer Bretten hatte für seine Schleusinger Bibel von 1684 nicht nur „unterschiedliche Teutsche Exemplare, und zwar die reinsten und besten, älteren und neuesten verglichen“, sondern

bei Abweichungen nach den Quellschriften entschieden, freilich ohne „sich an den Essentialibus der corrigirten Dolmetschung des Herrn Lutheri“ „fürwitziger Weise“ zu vergreifen „außer demjenigen, was allbereit andere Hochgelehrte Theologen . . . angemerket haben“. Die Stellen können auf Begehren gezeigt werden, etliche sind auch „auf einem halben Bogen gedruckt mit angehänget zu lesen“.

Aber überall handelt es sich hier nur um die Sache (wenn auch oft nur in Druckfehlern), nicht um die Sprache. Bretten weist es ausdrücklich zurück, daß er bei den *variae lectiones* etwa auf „Orthographie (wir würden sagen Grammatik) oder gar genaue Rechtschreibung“ gesehen habe.

Man kann das Vorgetragene und mehr entnehmen aus A. S. Franckes „*Observationes biblicae*, Anmerkungen über einige Verter S. Schrift, Darinnen die Teutsche Uebersetzung des Sel. Lutheri gegen den Original Text gehalten und bescheidenlich gezeiget wird, Wo man dem eigentlichen Wort-Verstande näher kommen könne“. Sie erschienen 1695 monatweise (zur Unterstützung eines nothleidenden Freundes)<sup>5)</sup>, und sie besprechen zunächst in der That bescheidenlich und mit allerhand erbaulichen Zutaten Verbesserungsvorschläge zu Luthers Uebersetzung, wenden sich aber dann mit fast rührender Bitte, weiterhin mit sehr geschickter und schlagender Abwehr gegen die ehrabschneiderischen Streitschriften des berühmten und berühmigten Theologen Joh. Fr. Mayer und anderer Orthodoxer, die ihm solche Veröffentlichung als Verbrechen auslegen. Denn nun ergreift Francke die Gelegenheit, den Gegnern jetzt erst recht mit einer wahren Überlast von Lesarten vorzurechnen, was an Verbesserungsvorschlägen seit vielen Jahrzehnten, wenn auch nur unter Theologen und lateinisch, verhandelt und durch die neuen Bibeln ins Volk gedrungen sei. Einer der Gegner, der Wittenberger Orientalist Theodor Daffow, hat sogar in seinem Kolleg über den Propheten Micha erklärt, — und hier greift nun auch das Sprachliche ein — daß manche Worte Luthers unverständlich geworden seien, wie z. B. *lecken*, „Welches man nach der jetzigen teutschen Mund-Art verstehen würde von dem lecken, das mit der Zunge geschieht, da doch das Wort lecken oder löcken ein

altes teutsches Wort ist, und so viel heißt als springen, hüpfen, hinten ausschlagen“ (S. 678). Und nun fügt Francke gleich eine lange Liste von Worten an, die „in einigen Provinzen Teutschlands noch üblich sind, da sie etwa in den meisten andern nicht verstanden werden“ und die „nach der heutigen Art zu reden“ (S. 685) geändert werden müßten, schlägt auch für Angftliche vor, sie statt dessen in einem Register zu vereinen und gibt zu, daß er seine Beispiele aus einem *Vocabularium Biblicum manuscriptum* habe, das ihm zu Handen kommen. Vielleicht hängt es mit dem zusammen, das Balthasar Scheidius 1663 in seinen *Diatribae philologicae* herausgab. Der Baseler Nachdruck der Septembibibel erschien ja schon 1523 mit erklärendem Wörterverzeichnis, und das wird auch Luthers Gepflogenheit.

Es ist nicht nach unserm Geschmack, wenn Francke so bei Daffow nachgeschriebene Vorlesungshefte im Druck benutzt, wiewohl er einst für seine *lectiones publicae* die Erlaubnis erhalten hatte (S. 837), aber erbärmlich ist nun die Ausflucht Daffows in einer sog. *Epistola amica*, daß sein Zweck nur sei, die Version Lutheri mit dem Text zu „conciliiren“. Francke leuchtet ihm mit einer Sanftmut und Gründlichkeit heim, die einen noch heute kribbelig machen kann, zeigt, daß sich hinter den gegen seine *Observationes* gerichteten Wittenberger Disputationen die Professoren und besonders Mayer verstecken, und deckt auf, daß nach Spener nun in ihm selber der Pietismus getroffen werden soll. Spaßhaft aber und bezeichnend, daß dann Mayer in seiner *Historia versionis Germanicae Bibliorum D. Martini Lutheri* von 1701, in der übrigens auch ein Anhang über die vorlutherischen Übersetzungen enthalten ist, Franckes *Observationes*, vor denen er mit Aufzählung aller Gegenschriften warnt, dennoch höchstselbst ausgiebig benutzt. Er erweitert sogar die Zeugnisse für die Berechtigung von Korrekturen der Bibelübersetzungen von Megalander=Luther selbst und Mathesius an über Conring bis auf die Gegenwart und legt in aller Breite dar, daß die Quellschriften natürlich vor einer Übersetzung den Vorrang haben. Ein Beweis, daß man der alten Orthodoxie mit dem landläufigen Vorwurf des starren Festhaltens an Luthers

Wort Unrecht tut, wie sie denn auch sonst, vielleicht mit Ausnahme der Helmstedter, gar zu sehr der Geschichtschreibung als düsterer Hintergrund des heraufkommenden Pietismus hat dienen müssen<sup>6)</sup>. Es bleibt also als Gegensatz nur, daß Francke die Sache durch Anwendung des Deutschen vor die Laien gezogen, und zwar monatlich, d. h. in der neumodischen, nach Literatentum schmeckenden und für das Halle des Thomasiaus so bezeichnenden Form der Zeitschrift. Dagegen läßt dann Francke im Juliheft einen Anonymus auftreten.

Ich führe dies nicht aus Freude an den alten theologischen Kämpfen aus, deren Himmelabsprechen ja in den literarischen der Lessingzeit noch nachklingt, sondern um zu zeigen, wie schwer sich der Revisionsgedanke, man könnte auch sagen die Aufklärung losringt. Denn wenn auch Francke in seinem „Proiect . . . einer Emendation der Deutschen Bibel“ von 1712 es schon gleichgültig findet, ob man die neue „Version“ noch nach Luther nennen wolle oder nicht<sup>7)</sup> — wer wagte das heute zu sagen? —, so erklärt sich diese Revisionsbereitschaft, der ruhige Glaube, Gott könne jederzeit einen zweiten Übersetzer Luther erwecken, nur aus dem unbedingten Vorrang, den der biblische Inhalt, die Genauigkeit seiner Wiedergabe vor dem sprachlichen Gewande hat<sup>8)</sup>.

Mayer aber sieht (S. 114) im Gewährenlassen der freien Textverbesserer — wie mir scheint, mit Recht — die Gefahr, daß man alle zehn Jahre eine neue Bibel brauchen, daß damit der Kirche schwerer Schaden geschehen und Luthers unvergleichliche Leistung doch nicht ersetzt werde. Darum habe auch der Herzog Rudolf August von Braunschweig — ihm widmet er sein Buch — den Plan einer neuen Übersetzung, wie sie wohl auch Francke vorschwebte, gänzlich aufgegeben. Und nun schlägt Mayer selbst (S. 115) zur Abwendung dieses Äußersten die Einsetzung eines Revisionsausschusses, wie wir sagen würden, von gelehrten und sprach erfahrenden Theologen vor. So weit war damals selbst die Orthodorie schon gekommen, doch wohl auch unter der Wirkung des durch den Pietismus von der Art der Observationes wieder erstarkenden Laientums.

Über die Frage der Sprache? Man ist dazu vorgeschritten, einzelne veraltete Worte zu ersetzen, ermutigt wahrscheinlich

durch jene Listen ersetzt fremdartiger Worte, die schon seit 1523 schweizerischen und süddeutschen Lutherbibeln beigegeben waren, die aber doch örtliche, nicht zeitliche Unterschiede bedeuteten. Die Frage nach dem Lutherischen Laut- und Formenstande jedoch, der neben dem bei aller ununterbrochenen Belobigung der Luther-  
sprache in Wahrheit allein in Betracht gezogenen Lutherischen Stil noch gänzlich gleichgültig bleibt, so sehr er diesem, unsrer heutigen Überzeugung nach, allein erst den echten Klang gibt und im grammatischen und eigentlichsten Sinne die Sprache Luthers ausmacht, diese Frage hat immer noch keine Seele. Die gewann sie erst durch die Romantik, durch die Brüder Grimm und ihre Wissenschaft. Damit erst hat auch die Frage, die wir uns in dieser Stunde vorlegen, ihren vollen Sinn und ihre volle Schwere.

Der Streit hat sich, wenn auch in andern Formen, im vorigen und in unserm Jahrhundert fortgesetzt, als gleichzeitig das Erstarken des geschichtlichen Sinns ein entschlosseneres Zurückgreifen auf die echte Luthersche Form anbahnte, das kirchliche und religiöse Bedürfnis möglichstes Festhalten, allenfalls schonendes Berichtigen des Vorhandenen forderte und anderseits der abermals vergrößerte sprachliche Abstand eine planmäßige Erneuerung für das allgemeine Verstehen wünschenswert erscheinen ließ. Ich will das nicht weiter verfolgen. Denn daß so trotz aller darum geredeten goldnen Worte eine schlechtthin unlösbare Aufgabe gestellt ist, liegt auf der Hand, und es läge auch dann auf der Hand, wenn es nicht das Durch- und Gegeneinander der Urteile über die Bibelrevisionen von 1892 und 1913 dartäte und nicht schon wieder eine neue unterwegs wäre<sup>9)</sup>.

Um in dieser Frage eine leidlich feste Stellung zu gewinnen, müßte man zunächst einer naheliegenden und doch völlig vernachlässigten Einsicht bewußt werden, daß nämlich unsre Einstellung zur Sprache der Lutherbibel, auch in erneuerter Lautgestalt, völlig anders ist als die ihrer Zeit. Daran hängt unser Verhältnis zu ihr.

Aus einem unermüdblich angeführten Worte Luthers müssen wir entnehmen, daß er dem gemeinen Manne aufs Maul schießt, und was wir sonst an Schriftlichem aus jener Zeit haben

bestätigt uns, daß er vollstümlich, allgemeinverständlich zu schreiben suchte.

Er gibt im Sendbrief vom Dolmetschen als Beispiel Matth. 12. 34: „Ex abundantia cordis os loquitur. Wenn ich den Eseln sol folgen, die werden mir die buchstaben furlegen, und also dolmetschen: Auß dem uberflus des herzen redet der mund. Sage mir, Ist das deutsch geredt? Welcher deutscher verstehet solchs? Was ist uberflus des herzen fur ein ding? Das kan kein deutscher sagen, Er wolt denn sagen, es sey das eyner allzu ein gros herz habe oder zu vil herzes habe, wie wol das auch noch nicht recht ist: denn uberflus des herzen ist kein deutsch, so wenig, als das deutsch ist, Uberflus des hauses, uberflus des kacheloffens, uberflus der hand, sondern also redet die mütter ym haus und der gemeine man: Wes das herz vol ist, des gehet der mund uber, das heist gut deutsch geredt, des ich mich geflissen, und leider nicht allwege erreicht noch troffen habe, Denn die lateinischen buchstaben hindern aus der massen seer, gut deutsch zu reden“<sup>10</sup>). „Wes das Herz voll ist, des gehet der Mund über“ ist damals also Umgangssprache; heute ist es geprägtes, von Luther an dieser Stelle geprägtes Sprichwort; die Umgangssprache würde weder „wes“ sagen noch „des“ noch „übergehen“, und das Ganze hieße: „Wovon das Herz voll ist, davon läuft der Mund über“, und wenn das flach klingt, so liegt das nur daran, daß uns die Luthersche Fassung als Sprichwort und als Bibelwort im Ohre liegt.

Beleuchten wir so den uns schon in Kinderzeiten unauslöschlich eingemeißelten Spruch Hebr. 11. 1, selbst in der aus der Cansteinischen hervorgegangenen Fassung „Es ist aber der Glaube eine gewisse Zuversicht **des**, **das** man hoffet und nicht zweifelt an dem, **das** man nicht siehet“, so finden wir, daß in unserer Umgangssprache fast jedes zweite Wort anders aussehen würde: eine feste Zuversicht — gewisse ist doppeldeutig — zu dem, was man hofft, und ein Nichtzweifeln — hier auch ein Übersetzungsfehler — an dem, was man nicht sieht: am nicht Sichtbaren.

Freilich empfinden wir das als ein bösertiges Herabsteigen, wiewohl wir doch wie Luther nur dem gemeinen Mann der



eigenen Gegenwart aufs Maul gesehen haben, aber das eben beweist, wie sehr sich das Verhältnis der Luthersprache zu ihren Hörern und Lesern verschoben hat: ihre Worte gehören ebenso wenig unsrer heutigen Alltäglichkeit an wie die Randbemerkungen, in denen Luther seinen Text aus der damaligen Gegenwart erklärt. Es ist ihnen vielmehr in vier Jahrhunderten etwas andres zugewachsen: es handelt sich nicht so sehr wie damals um Mitteilung als um feierliche Erhöhung des Mitgeteilten, in diesen längst vom Leben des Tages gesonderten Worten schwingt die Inbrunst ganzer Geschlechter mit, und sie werden in tausend andächtige Seelen wie von überirdischer Musik getragen. Wer als Kind oder auch als Erwachsener die sonntäglichen Epistelabschnitte oder die Psalmen mit ihren jähen Gipfeln und Abgründen hat verlesen hören, ohne folgen zu können, und doch von ihnen beflügelt war, der braucht sich nur noch gedanklich klar zu werden, daß diese Sprache in die Reihe der hieratischen, der heiligen eingetreten ist oder eintreten will. Revision ist Mord an diesem zarten Wachsen, und man darf sie nicht leiden, solange man überhaupt das Heilige will. Es ist eine fast gesetzmäßige Entwicklung: so gilt in der schwedischen Kirche die Sprache der Zeit Gustav Adolfs, die besonders in ihren Flexionen und in der Aussprache stark von der heutigen abweicht; so stand und steht das Kirchenrussische neben dem Russischen, das Hebräische neben dem Aramäischen und späteren Umgangssprachen der Juden; so hielt sich das verschollene hieratische Latein noch zu Quintilians Zeiten über dem des Lebens und der Literatur und wiederum das der Vulgata in der katholischen Kirche bis auf den heutigen Tag. Wir aber können dankbar sein, daß die Luthersprache mit ihrem Höhenklang der durch das Übergewicht der Predigt gegebenen Bindung an das Menschlich-Unzulängliche und Richtung auf das Verstandesmäßige, das die Kirchen leer macht, etwas stimmungshaft Erhebendes entgegensetzt, daß jedes Mütterchen im Gottesdienst die Klänge von einst wiederfindet, die sie an das Reinste ihrer Kindheit ketten, und jeder Alte, der wieder einkehrt, mit den alten Klängen unbewußt etwas von ihrer Ewigkeit empfängt. Und so turmhoch Luthers Übersetzung über denen steht, die ihr vorausgingen und denen er trotz alter und junger

Legende verpflichtet ist<sup>11)</sup>, so sicher dankt sie ein Großteil der Lobpreisungen von heute den Empfindungen für das Heilige, das sich aus ihren Worten neu entwickelt hat: „Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!“<sup>12)</sup> oder „Des Menschen Leben währet siebzig Jahre, und wenn es hoch kommt, sind es achtzig Jahre, und wenn es köstlich gewesen ist, so ist es Mühe und Arbeit gewesen“, das sind eigne neue, von Generationen geschaffene Worte, so schwer voll Sinn, voll Klang und Wiederklang, daß das etwa ursprünglich Richtige dagegen zu Boden sinkt, wie wenn Wagner gegen Faust spricht, und hier ist das Ende geschichtlicher Erklärung, deren Wesen Revision ist. Wenn aber bereits Francke geneigt war, die Übersetzung Luthers aus sachlichen Gründen aufzugeben, so mag es ja doch dieser neu zugewachsene religiöse Stimmungswert sein, der uns wie ein göttlicher Instinkt drängt, das Alte festzuhalten.

Wer Erklärung wünscht, findet sie daneben in mancherlei neuzeitlichen Übersetzungen und Ausgaben, und es ist wohl schon mit dem Gesagten gesagt, wie man den Raußsch, Bertholet, Weizsäcker, Menge und andern jüngeren Übersetzern großes Unrecht tut, wenn man sie Luthern zu immer neuem Triumphe entgegenstellt, der dann ihre verächtliche Gelehrsamkeit und Rahlheit — oder wie die liebevollen Beurteilungen der Feinsühler sonst lauten — mit seinem mystisch leuchtenden Schwerte niederschmettern muß<sup>13)</sup>. Sie kosten da, nur in der religiösen Sphäre sehr viel bitterer, was auch die Shakespeareübersetzer zu kosten haben, die nach Schlegel kamen und nun keine Schauspieler für ihre neuen Worte finden<sup>14)</sup>.

Aber was sollen wir nun in diesem Zwiespalt tun: der alte Text teilweise unverständlich, der neue noch seelenlos, alles was dazwischen liegt, ohne Halt, unsauber? Ich will sagen, was ich tue und was für Hoffnungen ich daran knüpfe.

Ich schenke seit Jahr und Tag jungen Leuten die Lutherbibel, nun aber nicht in irgendeiner der zahllosen Kreuzungen von Alt und Neu, die nicht echt und nicht unecht sind, sondern das Neue Testament von 1522 in der stattlichen Faksimileausgabe von Kawerau, die schon durch ihr Außeres in eine besondere Welt führt. (Noch lieber wäre mir freilich die ganze

Lutherbibel letzter Hand.) Wenn aber jemand meint, dem Manne aus dem Volke werde da manches unverständlich bleiben, so frage ich, ob ihm die Paulusbriefe oder die Offenbarung Johannis in der revidierten Bibel verständlich sind. Die Evangelien sind es auch in der alten. Und das Hineinlesen aus dem Hellen ins Dunkle, dies Erringen des Feiertäglichen ist gerade ein Segen in der Unrast der fortstürmenden Welt, und sprachliche Erläuterungen sind ja diesem Texte am Schlusse beigegeben und ergänzen die alten Lutherschen. Nur müßte vielleicht, in Fortführung der guten alten Sitte theologischer Exegese, auf die Einleitungen und sonstigen erklärenden Zutaten, die den heutigen Bibeln in merkwürdigem Gegensatz zu den Lutherschen fast fehlen, ein besonderer Wert gelegt werden<sup>15)</sup>; auch sachliche Besserungen ließen sich so unterbringen. Und dann ist hier, wenn irgendwo, der Punkt, wo der Schulunterricht neu eingreifen, das Abgestorbene neu beleben, den schwindenden Rest des nun und nun noch zu Verstehenden höher und höher heben muß, daß die Aufstrebenden in ihrem Ringen zugleich die Unendlichkeit dieses Hochziels begreifen. Hier sei, abgestuft nach den verschiedenen Schularten, die höchste Aufgabe des deutschen Sprachunterrichts, auch im Lautlichen und Formalen, nachdem solange schon nebenher und doch unzulänglich auch an der revidierten Sprache hat erklärt werden müssen! Denn solcher Worte, die allein in der Lutherbibel und durch sie noch leben, wie jenes „wider den Stachel löcken“ oder „siehe“ oder „durch Jesum Christum“ gibt es viele: sie sind durch dies Festhalten ohnehin längst ebenso über die Revision hinausgewachsen wie die schon bei Luther unübersetzt gebliebenen „Amen“ (im Französischen voll übersetzt: *Ainsi soit-il*)<sup>16)</sup>, „Hallelujah“, „Kyrie eleison“, und haben auch jetzt schon ebenso schlechthin gelernt werden müssen wie zur Zeit der Bekehrung „Kreuz“, „Taufe“, „Engel“ u. a., die die eigne Sprache nun einmal nicht hergab. Im übrigen werden, wie ich glaube, die Schwierigkeiten stark überschätzt, namentlich die paar lautlich-orthographischen, und durch das viele Reden von Bibelrevision noch emporgetrieben. Luther schreibt denn doch auch neuhochdeutsch, und wer die Bibel in dieser oder jener Gestalt, wenn auch nur inhaltlich, einiger-

maßen kennt, kommt ihm ja schon weit entgegen. Wir dürfen uns nur die natürlichen Brücken in unsre sprachliche Vergangenheit nicht so erbärmlich verrammeln lassen oder uns einbilden, daß wir ohne hochzeitlich Kleid hinüber dürften.

Dies Zurückgewinnen sei unmöglich? Wer hätte vor fünfzig Jahren gedacht, daß die Musik der Reformationszeit noch einmal so gewaltig und so unmittelbar zu unsern Herzen sprechen könnte, wie sie es heute in jeder Dorfkirche kann und wie es uns heute in diesem Raume und in den Klängen dieser wie neu erstandenen Orgel selbstverständlich ist? Diese Musik gehört zu diesem Texte. Die Neugriechen haben gar über die Jahrtausende hinweg den Anschluß an ihre klassische Schriftsprache gefunden: wollte Gott, daß der Deutsche seiner selbstmörderischen Kritik, seiner Selbstungerechtigkeit je so viel Selbstgerechtigkeit und Eigenliebe abgewönne, könnten diese beiden Worte auch bei uns die natürlichsten Tugenden des Volkes bedeuten, so wäre diese Aufgabe eine Selbstverständlichkeit gerade in den heutigen Bedrängnissen und kein Zukunftstraum. Und wenn wirklich die neuen Bibelübersetzungen schon um sich gegriffen haben sollten<sup>17)</sup> — was ich nicht weiß, aber auch keineswegs bedauern würde —, so erhöht das nur die Möglichkeit, die Luthersche in ihrer feiertäglichen Welt um so reiner festzuhalten. Sie soll feiertäglich im eigentlichsten Sinne sein und so sich zugleich als eine ästhetische und nationale Kraftquelle höchster Art erweisen.

Wegen des Ästhetischen brauche ich nicht mehr viel zu sagen: von der Poesie, zumal des Alten Testaments, hat die gesamte deutsche Dichtung des 16. Jahrhunderts, vor allem die dramatische gelebt, darüber hinaus das Kirchenlied, freilich in steigender Verwässerung, und an der eben erst so hell greifbaren und dann mit einem jener wunderbaren Parallelismen ungestüm ins Phantastische oder Absonderliche verflatternden Bildlichkeit der unvergleichlichen Lutherschen Psalmen weitet sich das Begreifen und dehnt sich die Brust auch heute, wenn da jedes Wort glänzender steht und anders spricht als alltäglicherweise erwartet. Dieser Glanz aber haftet an den Worten, wohin sie auch in der Sprache der Folgezeit gestellt werden, wie das Gold am Finger des Kindes, das im Märchen das Gewand der Muttergottes

berührt hat. Die Fülle zarter Obertöne, die da mitschwingen, wenn wir den alten echten Klang bewahren, die Fülle der Kraft- und Machtworte, die so einen tiefen Zusammenhang erhalten, die Freiheiten der Wortwahl und der Wortfügung, die so viele Abtönungen der Schroffheit und des Eigensinns, der Einfachheit und Wiederkeit, der Innigkeit und heroischer Leidenschaft oberhalb der Glätte profaischer Rede schenken, ganze Orgelregister für ein volles, glühendes Herz, — das ist ein unabsehbarer, unabschätzbarer Schatz gerade der deutschen Sprache.

Wenn wir aber die Luthersprache haben, haben wir die Sprache des 16. Jahrhunderts, d. h. wir können über die Sprache des Klassizismus, über das Obersächsisch der Aufklärung und das Schlesiſch des Barock in eine Welt strotzender Eigenwüchsigkeit zurückgreifen. Und es gibt einen Namen, der sofort erhellt, was das allein schon im Stilistischen bedeutet: Götz, Goethes Götz, der die ganze Gottschedische Sprachrichtigkeit über den Haufen warf, das „schöne Ungeheuer“, das allem Volke zugänglichste seiner Werke, heute wie damals das Entzücken aller nicht verschulter Welt. Wer aber den großen Unterschied zwischen heute und Luthers Zeit erspüren und durchkosten gelernt hat, der wird auch die dazwischenliegenden kleinen Unterschiede endlich erspüren und durchkosten, er hört auch die Iphigenienworte nicht mehr flüchtig als heutige, ihm gestalten sich die unendlich verschlungenen Figuren des ungeheuren Teppichs unsrer Sprache in eine alles leicht entwirrende plastische Tiefe.

Da klingt auch schon das Nationale mit herein. Wir Deutsche sind nicht so glücklich, mit unsrer Schriftsprache, wie sie heute ist, über die Jahrhunderte emporzugelangen: kein Volk ist so jammervoll wie das deutsche von seiner eignen geistigen Vergangenheit losgerissen und an eine fremde angeknüpft, so sehr, daß es erst der romantischen Geschichtlichkeit bedurfte, die eigne geistige Vorwelt zu entdecken. Nur Luther und seine Welt waren auch in der Zwischenzeit immer da, und er eröffnet wenigstens die Seite des deutschen 15. und 16. Jahrhunderts, die nicht dem humanistischen Latein verfallen war. Man spricht von den ewig unerschöpflichen Quellen der Mundarten, die der Spracherneuerung zur Verfügung stünden, wie man sich denn bei allem

Volkstümlichen gern überschwänglicher Ausdrücke bedient. Diese Quellen sind nicht unerschöpflich, vielmehr sehen wir die Mundarten rasch und rascher zugrunde gehen, und wie unorganisch, großstädtisch=pressemäßig und international=scheußlich die sprachlichen Neubildungen heute gewöhnlich sind, brauche ich nicht erst zu belegen. Steigen wir aber zu jenen Lutherschen Zeiten empor, so sind wir nicht mehr auf die geistige Armut angewiesen, wie bei unsern täglich durch Schule, Zeitung und Abwandern ihrer besten Köpfe beraubten Mundarten<sup>18)</sup>, sondern da hören wir die geistigen Führer aller seelischen Bezirke aus der unerhörten Spannweite und individuellen Vielgestaltigkeit einer gärenden, brausenden, von jugendlich neuem Leben zuckenden Sprache auf uns einreden, und das Einstellen auf ihre Worte und Gedanken hätte nicht nur den starken erziehlichen Wert geistiger Spannung und Ausweitung, den jedes geschichtliche Umstellen und Beleben in sich trägt, sondern hier würde es innerhalb der eignen deutschen Welt geübt und der nachwachsenden Sprache zugleich mehr als alles andre Verankerung ihres geistigen Deutschtums bedeuten. Dann wäre in neuem Sinne Luther der Schöpfer der neuhochdeutschen Sprache, und um einen neuen Schritt das Christentum eingedeutscht.

Dies Eindeutschen aber ist zugleich das, was es unter uns am Leben erhält, ihm immer neue Liebe schenkt und was wir ihm zum heutigen Geburtstage seiner deutschen Erneuerung auch für die Zukunft wünschen: das Christentum hat ebensoviel Gestalten angenommen als Völker sind, unter denen es lebt, die deutsche ist in zwölfhundert Jahren schweren Wachstums gewonnen, und so wollen wir kein Hirngespinnst von einem absoluten Christentum, das die rings umgebende moralische Organisation sich selbst zuliebe zerstört, sondern das deutsche, wie es zuletzt noch unser Luther, und er in seiner eingedeutschten und durchdeutschen Bibel, über die römische Stufe emporgehoben hat.

---

## Anmerkungen.

<sup>1)</sup> Infolge des Konfliktes um Pfarrer Dehn.

<sup>2)</sup> Vgl. Burdach, Die Einigung der nhd. Schriftsprache, Halle 1884, und Lit. Zbl. 1891, Sp. 134 ff. (Vorspiel I. 2, S. 1 ff. und S. 271 ff.); auch Noethe, Deutsche Reden, S. 159 ff. Wenn dagegen von Nisch, Luthers Bibelverdeutschung, S. 39 f. der junge F. Grimm aufgerufen wird, so ist auf den alten zu verweisen (Burdach a. a. O.), und der Anführung des gewiß objektiven Urteils von Paul (Dt. Gram. I. 120) „Als eigentlicher Begründer der nhd. Schriftsprache gilt, wenn auch neuerdings viel bestritten, doch richtig verstanden mit Recht Luther“ hätte doch eine Prüfung des einschränkenden „richtig verstanden“ vorausgehen sollen. Besonders stark ist die Vermengung aller sprachgeschichtlichen Grundbegriffe bei W. Walther, Luthers deutsche Bibel, Berlin 1917, S. 187 ff.

<sup>3)</sup> Vgl. B. Moser, Pauls u. Braunes Beiträge zur Gesch. der dt. Sprache u. Literatur 47, 384 ff.

<sup>4)</sup> Vgl. Burdach, Die nationale Aneignung der Bibel, S. 112 ff. Nach S. 4 f. zu ergänzen und zu ändern. Auch ich erhebe aber nicht den Anspruch, eine Geschichte der damaligen theologischen Streitigkeiten zu geben: ich habe nur das für unser Thema in Betracht kommende aus den angeführten Schriften ausgehoben.

<sup>5)</sup> G. Kramer, A. S. Francke, I, Halle 1880, S. 145.

<sup>6)</sup> Vgl. S. Leube, Die Reformideen in der deutschen Lutherischen Kirche zur Zeit der Orthodorie, Leipzig 1924.

<sup>7)</sup> A. Nebe, Neue Quellen zu A. S. Francke, Gütersloh 1927, S. 45.

<sup>8)</sup> Die revidierte Cansteinsche Bibel von 1713, die den Text der nächsten Jahrhunderte bestimmt, beruht aber auf der Dieckmannschen, hat nur wenig von Franckes Observations übernommen. Vgl. A. Nebe, Zum Gedächtnisse Franckes, Halle 1927, S. 30<sup>1</sup> (32).

<sup>9)</sup> Ich ziehe in meine Ablehnung auch das jüngste mir bekannte Buch über den Gegenstand herein, „Luthers deutsche Bibel“ von E. Hirsch (München 1928), obgleich es, wie ich dankbar bekenne, zu den vorgetragenen Gedanken z. T. Veranlassung gegeben hat. Hirsch will einerseits den Luthertext in festen

engen Grenzen, und zwar stillgerecht, ändern, besonders dort, wo er fehlerhaft ist, auf der andern Seite aber preist er es, daß die Übersetzung des Alten Testaments „nach dem neuen zu offen“ (S. 46), daß da „aufs Evangelium zu gebolmetst“ sei (S. 51) und begründet das u. a. (S. 50) damit, daß das Alte Testament in unsrer christlichen Verkündigung und Erbauung einen Platz nur so lange behalte, „als wir noch den Mut haben, es mit den Augen Luthers zu lesen“. Was würde ein Luther von heute zu solcher Begründung sagen! Wir wissen ja auch, daß Luther seine Verdeutschung der Paulinen von der „Rechtfertigung allein durch den Glauben“ aus durchdacht und gestaltet hat (S. 53, noch durchschlagender K. Holl, Luther, S. 419—434). Dergleichen ist geschichtlich, und es kann um der Wahrhaftigkeit willen nur bleiben, wenn das Ganze bleibt. Vgl. S. 1: „Luther selbst hat uns die wissenschaftliche Wahrhaftigkeit anerzogen, die den ursprünglichen Sinn des Bibelworts und keinen andern in der Übersetzung zu finden begehrt.“

<sup>10)</sup> W. A. 30. II. 637.

<sup>11)</sup> Roethe, Deutsche Reden, S. 190 ff.; A. Freitag, W. A., Deutsche Bibel 6. 595 ff., 7. 552 ff.; Th. Pahl, Quellenstudien zu Luthers Psalmenübersetzung, Weimar 1931.

<sup>12)</sup> Vgl. auch Albrecht, Theol. Blätter 8 (1929) S. 9 f.

<sup>13)</sup> Ein Beispiel nach Hirsch, a. a. D. S. 39 f., aus Röm. 7. 18 f. u. 21:

Weizsäcker:

Ich bin mir ja bewußt, daß in mir, d. h. in meinem Fleische, nichts Gutes wohnt. Das Wollen ist da, das Vollbringen des Guten aber nicht. . . . So nehme ich also ein Gesetz wahr, unter dem ich stehe: nämlich, daß mir, während ich das Gute tun will, das Böse zur Hand ist.

Luther:

Denn ich weiß, daß in mir, das ist in meinem Fleische, wohnt nichts Guts. Wollen habe ich wohl, aber Vollbringen das Gute finde ich nicht. . . . So finde ich mir nun ein Gesetz, der ich will das Gute tun, daß mir das Böse anhanget.

„Von der bei aller philologischen Durchsichtigkeit und trotz gewisser Eleganz kalten Übersetzung des Neuern, in der die Worte leer sind vor Teilnahmslosigkeit, braucht nichts mehr gesagt zu werden. Hingegen Luther — man fühlt, wie er diese Worte gebetet hat; alles, was an Empfindungen im Herzen des (!) ist, der sie aufrichtig bekennt, klingt in ihnen: die stockende Scheu, das Beben vor Gott, der vergehende Schmerz in sich selbst. Und das alles, obwohl, nein gerade weil sie ganz einfach sind. Das hat keine Kunst zuwege gebracht, das ist als Ausdruck einer sich selbst in diesen Worten vor Gott stellenden Innertlichkeit gewachsen.“

Man kann die Wirkung einer hieratischen Sprache schwerlich besser illustrieren. Es ist die Wirkung, die ich erhalten sehen möchte. Aber sie soll uns nicht die Klarheit und nicht die Gerechtigkeit gegenüber andern Sprachen



verwirren. Daß die Bibelübersetzung im 16. Jahrhundert eine andre Tat ist als im 19. und daß die Luthersche noch eine Sonderleistung ist, soll dabei unvergessen sein.

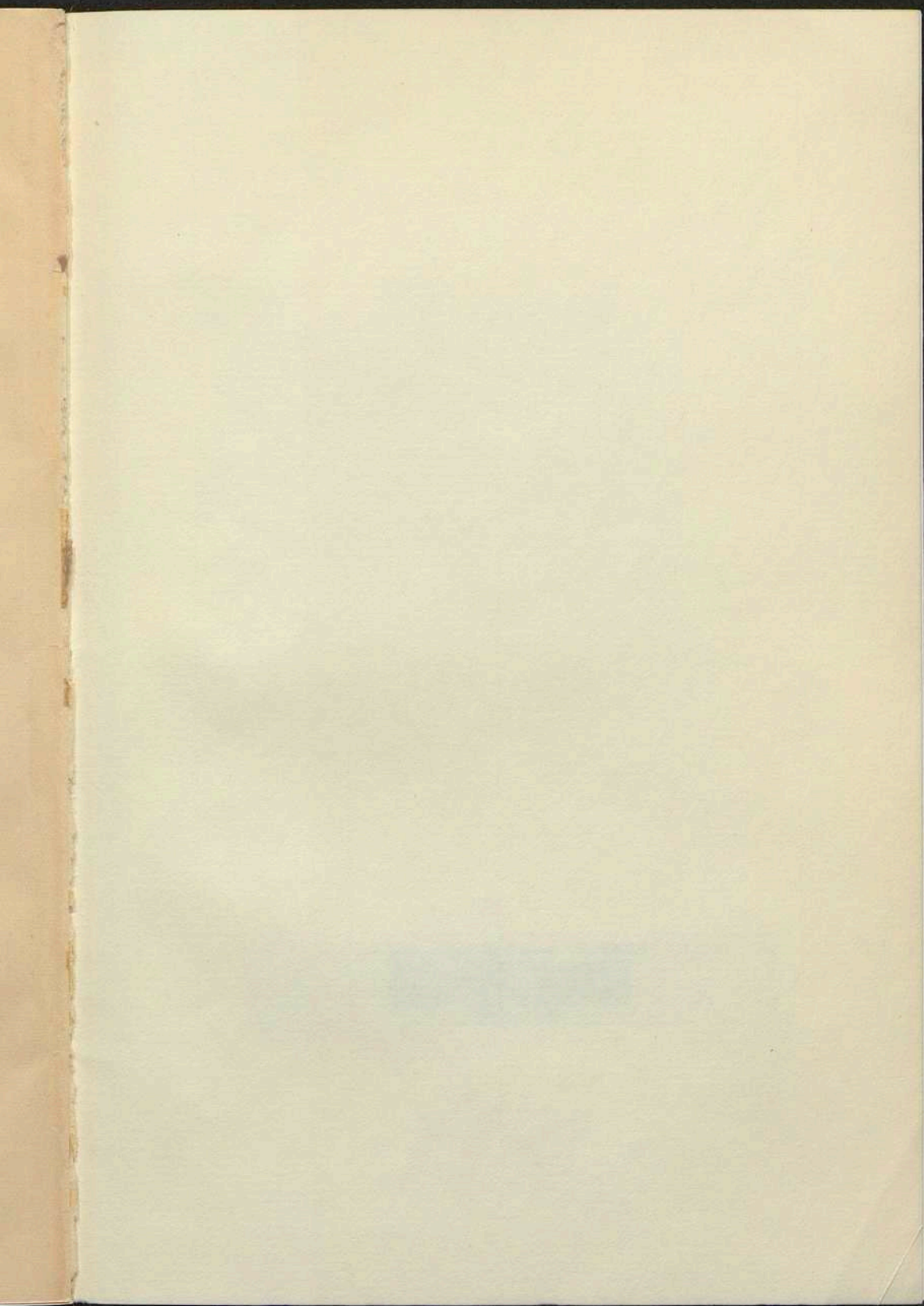
<sup>14)</sup> Nach Petsch, Luther, Vierteljahrschrift der Luthergesellschaft 1926, S. 117.

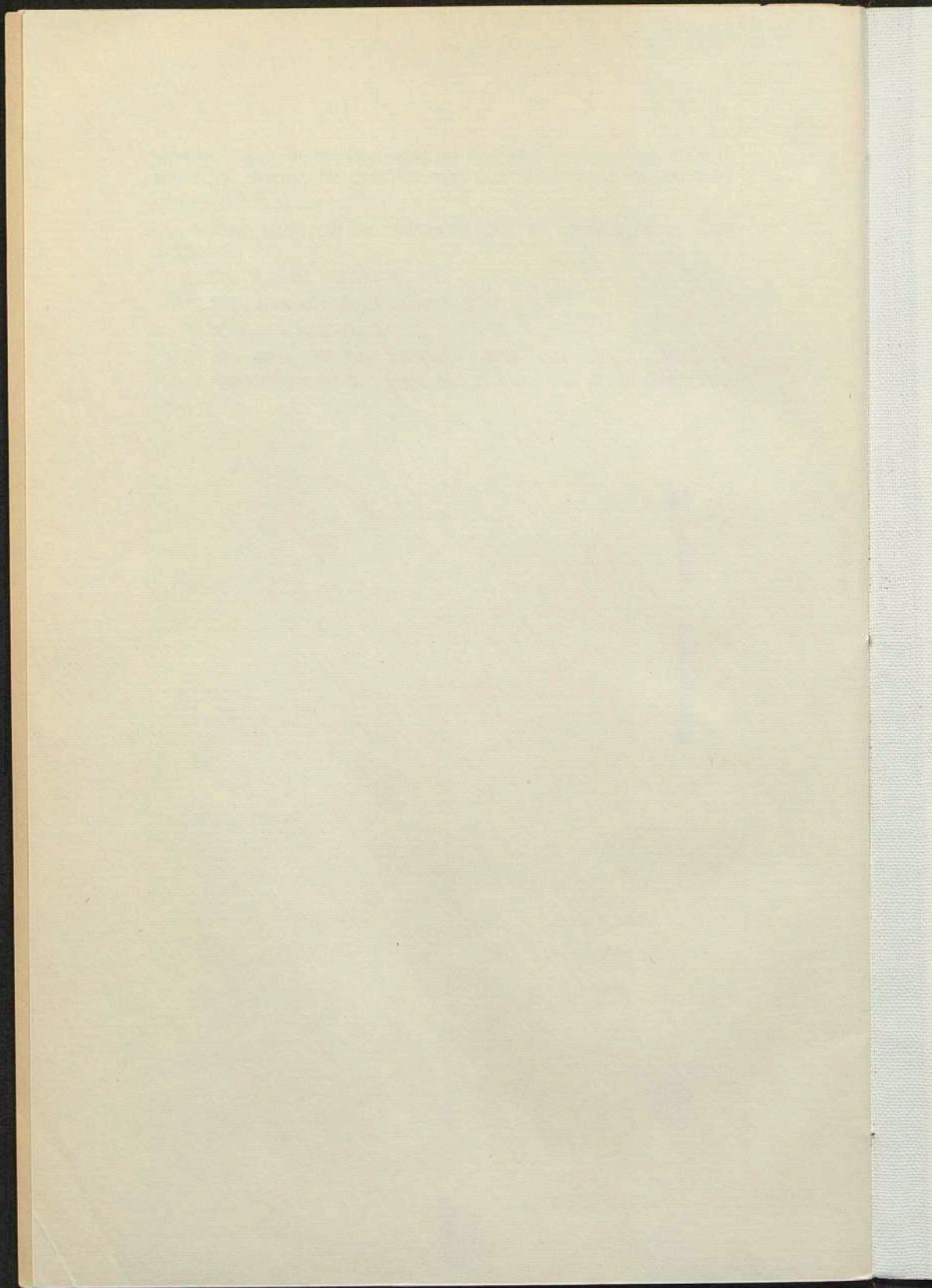
<sup>15)</sup> Vgl. Albrecht, a. a. D. Sp. 10 f.

<sup>16)</sup> Nebe, Zum Gedächtnis Francks, S. 8.

<sup>17)</sup> Albrecht, a. a. D. Sp. 2.

<sup>18)</sup> Vgl. meine „Deutsche Philologie“, Gotha 1919, S. 99 f. Gegen die heutige Überschätzung der Mundarten auch J. Riez, Was ist ein Saß?, Prag 1931, S. 55.





a

Philologische Bibliothek - FU Berlin



2099316/188

Freie Universität



Berlin

x·rite

colorchecker CLASSIC

